

Aus englischen Gerichtssälen.

Von Dr. M. Wolff.

Nicht nur in seinem inneren organischen Zusammenhang, auch wie es äußerlich in die Erscheinung tritt, unterscheidet sich das englische Gerichtswesen von dem der kontinentalen Völker. Man braucht nicht einmal einen der vielen Londoner Gerichtshöfe zu betreten, zur Zeit, da Sitzungen abgehalten werden, um das eigenartige Leben und Treiben dort, die merkwürdigen Gestalten, die an dem Zuschauer in den Gängen vorüberhüpfen, in den Gerichtssälen ihres Amtes walten oder ihre mannigfachen Pflichten betätigen, zu bestaunen und zu studieren. Man sieht schon genug Außerordentliches, wenn man um die Mittagszeit in der Nähe der Law-Courts, in der Fleetstreet, umhergeht und dort alle die bunten Erscheinungen, die die Umgebung des „Temple“ beleben, auf sich wirken läßt. Es ist das die Zeit, wo alles, was den Verhandlungen des Gerichts einen Moment der Pause, der Erholung und Erfrischung abstellen kann, über die Straße zu den „Duncheon“ eilt, um Leib und Seele für die schweren Aufgaben neu zu stärken. Da gibt es ein eiliges Hin und Her kursorischer Figuren, Leute, deren flatternde Talar um die halsbändernden Büchsen sich bauschen, nüchternen, pergamentenen Gesichtern, auf deren Nasenbogen die Brille herabruft, in deren niedrige Stirnen sich die weißflockige Perücke hinabzieht, über deren Nacken der behänderte Kopf herniederbaumelt, altmodische, aus einer fernen, verstaubten Zeit hervorgeholte Wesen, lebendig gewordene Illustrationen zu Dickens'schen Romanen; Türhüter in ihren pompösen Kostümen mit dem silberknopfigen Amtsstabe, riesige Policemen im runden, schwarzen Helm, den Knüttel an der Seite, Gefangenwärter und Detektives, Kaplane im engen, fragenlosen Rock, Schreiber und Zeugen, eine Blütenlese Londoner Charakterfiguren aus dem Reich der Fiktion.

Aber die verschiedenen Gerichtshöfe sind hier nicht alle auf einem Fleck beisammen; sie sind über die ganze, ungeheure Themsestadt verstreut, jedes Viertel hat seine besondere, zuständige County-Court und Police-Court, und nur die Zentralgerichtshöfe, wie die Chancery-Court und das Schwurgericht in der ehrwürdig düsteren „Old Bailey“, wo auch die Hinrichtungen stattfinden und unter dem Geheiß der außerordentlichen Menge die schwarze Flagge emporsteht, zum Zeichen, daß der Verbrecher seinen letzten Schritt mit dem Tode geht, finden sich, nahe der City, im Mittelpunkt der Metropole.

Ich hatte einst, während eines längeren Aufenthalts in London, als selbständiger Hausinhaber den Vorzug, vom Coroner zum Geschworenen bei einer Leichenschau-Gerichtssitzung herangezogen zu werden. Als Ort der Tagung der „Coroner's Court“ war eine Kneipe in der Nähe der Hammer-Smith-Brücke bezeichnet. Dorthin begab ich mich also zur festgesetzten Zeit und traf dort mit elf Schicksalsgenossen zusammen, die sich, gehoramt der eisernen Pflicht des Staatsbürgers und dem Ruf des gestrigen Herrn, trotz drängender Geschäfte und trotz des bitterkalten Wetters, wenn auch still grogend, gestellt hatten. Wir mußten recht lange warten, ehe der „Herr Gerichtshof“ mit seinem Schreiber sich einstellte, eine Zeit, die wir am Schenktisch des Wirtes in manchem schäumenden Glase verknüpften. Endlich erschien der Herr Coroner, und wir begaben uns mit ihm in ein geräumiges Hinterzimmer, wo die Sitzung stattfinden sollte. Es war eine gar kahle Stube; in der Mitte ein einfaches, niedriges Tischchen mit zwei Stühlen, für den Coroner und seinen Schreiber; längs der Wand ein paar lange Bänke für die Zeugen; auf der anderen Seite gleich Bänke für uns, die Geschworenen. Nach Erledigung der ersten Formalitäten, Namensaufruf u. s. w., wurden wir zunächst zu Gefangenen gemacht, das heißt: der Obhut eines riesigen und härtebeigigen Policeman überantwortet. Unter dessen Aufsicht und unter Führung des Coroners hatten wir dann einen Rundgang durch die Leichenhalle zu machen und die Toten, über deren Lebensende wir das Verdikt abgeben sollten, in Augenschein zu nehmen. Es war eine schauerliche Promenade. Wohl sechs Leichen ruhten da in der Distriktsmorgue: Männer, Weiber, Kinder, Selbstmörder, urplötzlich Verstorbenen, mutmaßlich Erschlagene. Wir dankten Gott, als die grausige Schau beendet war und unser Policeman uns nach dem Sitzungssaal

zurückführte. Nun begannen die Zeugenverhöre. Angehörige der Toten traten vor und erstatteten Bericht, oft mit trübsinnigster Stimme, des Jammers und Schluhens war schier kein Ende. Letzte Briefe, voll erschütternder Abschiedsworte, wurden verlesen, Stride, Revolver und andere Wundwerkzeuge als corpora delicti auf den Tisch des Coroners gelegt und herumgereicht. Wir wurden zu Mitläufern in einem halben Dutzend Tragödien und Kriminalromanen, das uns das Blut erstarre und die Knie schlatterten. Du lieber Gott, man ist ja nicht alle Tage Geschworener beim Leichenschaugericht. Der Coroner freilich war das Ding gewohnt. Er hat immerwährend mit diesen Schauern zu tun und wird abgehärtet. Ruhig saß er da an seinem Tischchen, im gewöhnlichen Straßenanzug, ohne jedes richterliche Abzeichen — nur der tiefe Respekt, den ihm unser Coroner und jedermann sonst bewies, zeigte seine Ehrenstellung an — und fragte und forschte und sammelte das Material für unser Verdikt. Ebenso selbstlos war auch der Schreiber, der nach und nach den Inhalt eines jeden Zintenfasses in seine Feder aufzog. Nach Schluß eines jeden Einzelalles wandte sich unser Obmann zu uns — dann flüsternd und tuschelnd wir ein Weichen untereinander und gaben unsern Wahrspruch ab. Es war eine leichte Sache, es wurde uns alles zurechtgelegt und mündlich gemacht. Endlich war der letzte Tote eifertiert, wir wurden mit Dank entlassen, konnten heimgehen, waren wieder frei. Unter Coroner's zog wieder ein freundliches Gesicht auf, wir traktierten ihn, nachdem der Coroner fort war, ganz insgeheim mit einigen Schnäpsen, und uns mit, und seine Wächterschaft und unser Jury-Amt war zu Ende.

Vor den Türen der West London Police-Court. Es ist ein schmuckloses Gebäude. Durch eine Vorhalle, in der ein hantes Durcheinander von Zeugen, Angeklagten, Polizisten, Anwälten und Neugierigen herrscht, gelangt man in den Sitzungssaal zu ebener Erde, den Türhüter und Policemen bewachen. Das Court-Haus liegt in einer stillen Seitenstraße, die selten ein Wagen durchkreuzt. Gruppen von Leuten, meist Männer und Frauen aus dem Volke, viel zweideutige Gestalten, stehen auf dem Bürgersteig umher, diskutieren, gestikulieren, lachen, weinen. In den Häusern gegenüber sind Kriminalbüros, eines neben dem andern; die Schreiber dieser Herren Verteidiger sind draußen auf der Straße, in der Vorhalle des Gerichts und gehen von Gruppe zu Gruppe, um Klienten für ihre Herren zu werben. Denn die Mehrzahl der Angeklagten, auf freien Fuß durch Bürgschaft gesetzt, haben über Nacht keine Zeit gehabt, sich einen Anwalt zu suchen. Die meisten haben auch die Mittel nicht, denn unter ein oder zwei Goldstücken ist keine Verteidigung zu haben. Sie müssen also sehen, wie sie ohne Schutz und Schirm des Anwalts vor dem gestrigen Polizeirichter bestehen. Dort spricht einer der Schreiber mit einem Kläger. Der aber weist die angebotene Hilfe zurück, er glaubt sich seines Sieges gewiß. Schnell hat der abgewiesene Schreiber den Angeklagten in dieser Sache ausfindig gemacht. Nun schlägt er diesem Vertreter durch seinen Herrn vor. Der greift auch zu, denn ihm hängt vor der Entscheidung. Er ist des Hausfriedensbruchs angeklagt, war am Abend zuvor beim Renkontre mit seinem Feinde, in dessen Wohnung er eingedrungen, von diesem übel zurecht und der Polizei übergeben worden. Er trägt den Kopf verbunden, ein Jammerbild. Der Schreiber führt ihn ins Bureau zu seinem Herrn, wo er die goldenen Gebühren niederlegen muß. Dann begibt er sich eilig in den Sitzungssaal. Sein Name wird aufgerufen, man führt ihn in den „Dock“ für die Angeklagten, eine Art Katheder mit verschiebbarer Tür, vor der ein handfester „Barber“ Posto saß. Drüben links ist ein ähnlicher Katheder für den klagen den Zeugen. Am Hintergrund des Saales, auf hohem Podium, thront der Richter, in schwarzer Amtströbe, die Perücke auf dem Kopf, die Stirn in finstere Falten gezogen, feierlich, unnahbar. In der Mitte, zwischen Angeklagten und Richter, unten im Saal, ist ein langer Tisch für die Verteidiger, die in Talar und Perücke der Würde des Richters wenig nachgeben. Der klagen Zeuge hat nach Ableistung des Eides alles haarklein erzählt, es scheint schlecht für den Angeklagten zu stehen. Jetzt aber erhebt sich der Verteidiger. Sätte der Zeuge ihn bevollmächtigt, so hätte der Anwalt den Armen im Dock mit seinem Redefluß in alle Tiefen der Verdammnis hinabgebonnert; mit gleicher Verebamkeit wendet er sich jetzt gegen den, der seine Hilfe verschmähte. Er erklärt dem Richter, wie der Angeklagte einen unerschütterlichen Plaggeist seiner Kinder in dessen Höhle aufgeführt, ein männlich fühner Schürmer der Seinen, wie sich ein Kampf entsponnen und der Gerechte unterlegen sei, ja mißhandelt und obenein verhaftet worden, und schließt mit dem Kraftwort, daß der Kläger eigentlich statt des Angeklagten in den

„Dock“ gehöre. Ist es die feurige Rede des Verteidigers, oder ist die Sache dem Richter in demselben Licht erschienen? Er schickt den Zeugen mit einer Verwarnung davon und den Angeklagten, der genug gestraft worden, mit einem Freispruch heim zu den ängstlich harrenden Seinen.

Der Gerichtssaal ist überall in der Welt ein Theater, ein Tummelplatz menschlicher Leidenschaften und Schwächen, wo Tragik und Komik miteinander wechseln, und die Armut ihr Elend breit legt. Die Leute, die hier in den Police-Courts vor den Richter treten, gehören fast ausschließlich den niederen Klassen an: aufgefressene Trunkenbolde, schnapsduftende Weiber, die ihr Baby im Arm, in die Gasse gestaumelt sind, Männer, die ihre Frauen halb totgeschlagen haben und zuletzt doch noch von den nämlichen Mißhandlungen, die in dem Zeugenkasten den Gatten verklagen müssen, beim Richter freigegeben werden; handfeste Dracken, die den Mann mit dem Schürhaken verarbeitet haben, Eindreher, Gelehr, hin und wieder eine vornehme Kleptomane, junge Dienstmädchen, die gegen ihre brutale Herrschaft Rat suchen, Väter von licherlichen Söhnen, hungernbe Kinder, verlassene Frauen, die nicht mehr aus noch ein wissen in ihrer Not — ein Kaleidoskop des Menschenjammers. Und über all diesen Trauergestalten, diesen Menschenjammer sitzt der englische Richter in feierlich ernster Unbewegtheit wie der liebe Gott auf seinem Thron zu Gericht; dann und wann zuckt es heimlich um seinen Mund, quillt es in seinen Augen. Er spricht nicht nur Recht, seine diskretionäre Gewalt gestattet ihm auch, zu trösten, zu ermahnen, zu helfen: wo nötig, ruft er den Gerichtskaplan zur Hilfeleistung herbei und übergibt ihm eine Sache, die in dessen Bereich fällt, lindert auch gelegentlich die schwerste Not aus der Armenbüchse; er spricht gewöhnlich ruhig und gemessen, nie läßt er sich zum Jörn hinreißen und verlegt die hohe richterliche Würde, aber wenn der Gegenstand es gewährt, erhebt sich seine Stimme zum Donner der Trompete am jüngsten Tage.

In den County-Courts werden die Zivilprozesse abgewickelt. Hier thront der Richter wie ein König Salomo über allen Parteien und verkündet wie dieser Herrscher seine Urteile. Nicht nach den Buchstaben des Gesetzes, sondern nach dem Verdienst jedes einzelnen Falles. Denn der gesunde Menschenverstand ist allmächtig im englischen Gerichtshof. Einem Dienstmädchen, das sein Herr knall und Fall davonjagt, weil er es im Garten, auf der Wank, zur Nachtszeit, in süßer Umarmung mit dem Diebstahl getroffen, spricht er den Quartalslohn mit den schneidenden Worten zu: „Wenn so etwas ein Entlassungsgrund wäre, wäre morgen ganz England ohne Dienstmädchen! — Die armen Mädchen haben auch ein fühlendes Herz im Busen!“ — Ein entgegengesetztes Urteil fällt er bei einem entlassenen Schulmeister, der auch um sein Vierteljahrsgehalt klagt. „Warum haben Sie sich keinen Anwalt genommen?“ fragt er ihn. „Ich habe die Mittel nicht.“ — „Sie wurden entlassen, weil Sie Sonntags hinter die Kirche gingen? Hatten Sie sich zum regelmäßigen Besuch des Gotteshauses verpflichtet? Ja? Dann kann ich Ihnen nicht helfen. Wer einen slavischen Kontrakt unterzeichnet hat, muß ihn halten. Ich will Ihnen aber wenigstens die Prozesskosten erlassen.“ — Die nächste Sache!“

In dem grauenumtöbenden „Central Criminal Court“, wo die Kapitalverbrechen geahndet werden, tritt die Person des Richters vor den Geschworenen zurück, den zwölf ehrenhaften Bürgerleuten, die für die Dauer ihrer Tätigkeit gefangen gehalten, Tag und Nacht, damit sie mit niemand verkehren und reden, bewacht, gespeist und getränkt werden. Hier spielen sich die großen Tragödien ab, hier ist das Schlachtfeld für Englands gewiegte Detektives und Kriminalisten, seine berühmten, gewaltigen Redner. Hier brängt sich die vornehme Damentwelt, um dem Kampf um Freiheit, um Leben und Tod zuzuschauen und zuzuhören; und eine Konkurrenz, eine gewaltige, machen ihnen nur die Ehegerichtsgerichte und die Gerichte für gebrochene Eheversprechen. Denn dort herrscht der Geist der Komödie, der Pikanterie, des modernen Dramas aus der Gesellschaft. Da werden vor der Öffentlichkeit die intimsten Dinge ausgekratzt, die interessantesten Korrespondenzen liebender Seelen verlesen, die innersten Herzensergüsse an den Pranger gestellt. Dort sammelt der ehrwürdigste Richter trotz Amtskleid und Perücke, da üben die Herren Anwälte ihren kunstvollen Witz, ihre vergnüglichen Scherz Worte, und oft rauscht ein homerisches Gelächter durch den Saal.

Trauringe

Kein Laden. — Grosses Lager. —

Gold-, Silberwaaren und Uhren

kaufen Sie sehr billig im
Etagengeschäft von Fritz Lehmann, Goldarbeiter
Langgasse 3, 1. Etage, an der Marktstrasse. 900

Limburgerkäse 28 Pf.
pro Pfd. im Stein, seine reichhaltige Ware.
C. F. W. Schwanke Nachf.,
Inhaber W. Müller Telefon 414.
Schwalbacherstr. 43 (gegenüber der Wellstr.).
1 Pf. Crymalleinmader pr. Pfd. v. 31 Pf. an
61/161 **J. Schaab, Grabenstr. 3.**
Sommerfrische Bambadi i. Taunus.
Station Bahn-Wehen. 400 Meter Meereshöhe. Keine, kräftige, berge- und Waldluft. Kein Thalgut. In den sehr nahe gelegenen Nadel- und Laubwäldern viele Bänke. Absolute Ruhe. Gesunde Wohnzimmer. Gute Verpflegung. Schönes Badehaus mit reinem fließendem Wasser. Beste Empfehlungen. Täglich Morgens Postwagen. Wagen auf Wunsch a. d. Station. Näh. Schweg, Wehen. 612

Alte Adolfshöhe
Restaurant ersten Ranges.
Schöner schattiger Garten.
Diners von 1.20 Mk. an und höher.
Soupers 1.20 Mk.
Eigene Konditorei. — Warme Küche zu jeder Tageszeit.
Kaffee, reine Weine, Biere aus ersten Brauereien.
Schöne Zimmer mit Veranden.

8763 Hochachtungsvoll
Johann Pauly.

Goldgasse 7. Hotel und Badhaus „Zum goldenen Ross“.
Elektrische Lichtbäder in Verbindung mit Thermalbädern. Erste vorzügliche Anstalt Wiesbadens, ärztlich empfohlen. Eigene starke Kochbrunnen-Quelle im Hause. Thermalbäder à 60 Pf., im Abonnement billiger. — Bier, Wein- und schönes Garten-Restaurant. — Billige Preise!
3926 Eigentümer: **Hugo Kupke.**

Möbel u. Betten gut und billig, auch Zahlungserleichterungen, zu haben
A. Leicher, Albrechtstraße 46



Nr. 179

(2. Beilage.)

Dienstag, den 4. August

1903.

Fuchhei, am Rhein!

Humoristischer Roman von Karl Böttcher.

Fortsetzung

Nachdruck verboten.

„Abber was ich ersicht spät'r erfuhr — da ham mich doch de Arab'r, de Kerle, fer'n amerikanische Lord gehalt'n — so'n zehnfachen Dollermillionär. . . Wie ich nu so im Abendstumm'r weit'r reite un mer schon ä kleen's bisselt gruselt — uff eemal geht hinner mir her — er ahnt das Gebrüll eines Löwen nach — „hau! hau! hau! Ich denke: „Nanu, was is'n des fer ä Viech? — „Unt'n — da rauscht der Vieh!; der Mond, der verkriecht sich hinner enne Pyramide, un ich will rasch austneif'n . . . Uff eemal geht's: buff! buff! — trach! trach! — ist! ist! — Der Deifl, da heert ich ooch schon de Flintkugl'n feif'n! — — Wiesemann, ihe gehste fleet'n! Abber nur ehr'nvoll! dachte ich — Da spring'n ooch schon aus'n Palmwald so'n Stid'r zwanzig solche Arab'r'schuste raus un — haste nich geseh'n — uff mich los. . . Da — 's is, wie wenn ich's ihe noch sehe — ich'n sechsleif-gen Refolfer 'rausreiß'n — losknall'n . . . Dums! — Barbaus! — feist's nei zwischen de Schwefelbände! — Das zog abber nich. Ihe kommt d'r krit'sche Moment . . . Ne halbes Duppel hat sich an mich rangemacht un will loshan'n . . . Gekriegt hab ich nisch; abber wo ich mit mein' Knütt'l hint'rachte — da daht's flutsch'n. — Troddem wär' d'r Wiesemann verlor'n gewesen. . . Uff eemal — uff eemal, wiederholt er, zum Bild der Obaliske emporblühend und seine Stimme zu mächtigem Pathos steigend — „wie hergezaubert kimmt sie hinner enner Balme vor. . . Ihre Dog'n blih'n 'nei in de arab'sche Bände — — Alle erschreck'n, keen'r wag't ze muck'n — un eh ich's versieh', sin alle, wie weggeblas'n — rund un reene weggeblas'n.“

„A — a — ach?“ . . . „Donnerwetter!“ . . . „Die reine Jungfrau von Orleans!“ . . . „Bravo!“ . . . „Hol's der Ruckel — —“ schallt es halb lachend, halb verblüfft durcheinander.

„Sie rettete Ihnen also das Leben?“ fragt Sigrid ein wenig zweifelnd.

„Ja — se ficht mich 'raus aus den Trödl — un rettete mer'sch Leb'n!“

Wiesemann ist jetzt wirklich gerührt. Verstoßen zieht er sein rothseidenes Taschentuch und wischt damit ein paarmal über die Augen.

„Abber was dann?“ fragt Else, auf deren lebhafteste Phantasie die plastische Schilderung großen Eindruck machte.

Fast entsezt blickt Wiesemann das Mädchen an. „Noch was? — Aee, mehr sag' ich ihe nich; darieb'r schweigt des Sängers Höflichkeit. Aee — kee Wort mehr!“

„Abber doch wenigstens wer der Rettungengel war?“ ruft der Apotheker.

„Se hieß Fadihime — un war de Obaliske von' Pascha Ali Sibi ben Hassab.“

Feierliches Schweigen folgt diesen mit geziemendem Nachdruck herausgeschmetterten Worten. Die Obaliske des Paschas Ali Sibi ben Hassab! . . . Eine Obaliske! — — Der Eindruck ist ein mächtiger. Welch konfuse Vorstellungen sich auch in den Köpfen der einzelnen bei diesem Wort, das an die üppigen Phantasien von „Tausend und eine Nacht“ gemahnt, bilden — in einem stimmen alle überein: die Obaliske des Paschas Ali Sibi ben Hassab muß etwas Großes, Erhabenes, Wunderbares sein —

etwas, das nur einem Menschen wie Wiesemann, einem Weltreisenden, einem ganz außergewöhnlichen Geist über den Weg laufen kann.

Stimmen alle überein — ausgenommen Kolfs und Wsen. „Na, was sagen Sie zu der interessanten Geschichte?“ wendet sich der Bürgermeister an Kolfs, welcher, die Hände in den Taschen, spöttisch lächelnd, den Blick auf die schöne Obaliske gerichtet, neben Wsen am Ramin lehnt.

„Hum, hm!“

„Haben Sie auf Ihren Reisen auch ähnliche Abenteuer erlebt?“ fragt es aus der Runde.

„Solche nicht, aber andere“, erwidert Kolfs satyrisch. „So bin ich z. B. als Philosoph dahinter gekommen“, fährt er lauter, mehr zu der ganzen Gesellschaft sprechend, fort, „daß die meisten Menschen eine Art „Pips“ haben.“

„Pips? Pips? . . . Was ist das für ein Ding?“

Emilio zieht rasch sein Wörterbuch aus der Tasche. „Ich will suchen die Wort „Pips.“

Mit humoristisch überlegener Miene beobachtet Kolfs die Wirkung seiner harmlosen Bemerkung.

„So ein Pips“, erklärt er lachend, „das ist ein Wahn, der manchen Menschen vollständig betäubt und bedauert. . . Dabei kann dieser Mensch sonst ein ganz ausgezeichnetes Kerl sein. Herr Wiesemann zum Beispiel, der reist vielleicht etwas zu viel in der Welt herum — der hat den Reispips.“

„Na, här'n Se mal —“ fällt Wiesemann verärgert ein.

„Manche Frauen haben den Keinnachpips“, spottet Kolfs weiter, „andere den Toilettenpips.“

„Was hab' ich denn für einen Pips?“ fragt Wimi mit ihrem schönsten Augenaufschlag.

„Sie? — Den Fragepips.“

„A — a — ach —?“ Wimi läßt die Unterlippe hängen, während die jungen Mädchen leise lachen.

Jetzt tritt Emilio, der inzwischen sein Wörterbuch kopfschüttelnd eingesteckt hat, hervor. „Was sein meine Pips?“

Der Schalk blüht aus Kolfs lustig zwinkernden Augen, als er übermütig erwidert:

„Ihr Pips? . . . Sie haben den Liebespips!“

Alles lacht hell auf. Nur Wiesemann scheint ein wenig ärgerlich zu sein — vielleicht, weil das Interesse der Gäste von seiner Person abgelenkt ist.

Als die allgemeine Heiterkeit sich gelegt hat, fährt Kolfs lebhaft fort:

„Das geht mit dem Pips so weit, daß sich mancher ganz verbeißt in seinen Pips. Von dem sagt man dann: er hat einen Vogel.“

Jetzt hält es Wiesemann nicht mehr aus. Auf das Bild der Obaliske deutend, ruft er unwirsch:

„Na — Sie mit Ihrer Biblerei! . . . Da hat wohl die Fadihime ooch ä'n Bibs gehabt?“

Rasch wendet Kolfs sich nach dem Fragenden um, und ihm fest in die Augen sehend, erwidert er mit Nachdruck:

„Ja. Das Original von unsern Wildern hatte auch einen Pips.“

„Was meen' Se?“ fährt Biesemann auf. „Von unsern Bildern?“

„Gewiß. Ich besitze auch ein solches — wenigstens eine Photographie davon!“

„Wa — a — aas“ — — Aber nich aus Kairo?“

„Nein. Aus Florenz.“

Biesemann senkt die Augen vor Rolfs festem Blick. „Aus — Florenz?“ stottert er. „Sie Spahvogel Sie! — — In Florenz, da gibts ja nischts ze seh'n — am wenigst'n so a Haremsfreilein!“

„Soll ich's morgen beweisen?“

Rolfs Ruhe und Bestimmtheit bringt Biesemann noch mehr aus der Fassung. Auch beginnt der Wein ganz unheimlich in seinem Kopfe zu rumoren.

„Ja, Sie sollen's beweisen“, schreit er, sich muthig stellend, während seine Hände nach einer Stütze suchen. „Beweisen soll er'sch! Hår'n Se, meine Herr'n — er soll's beweisen!“

„Gut, er soll's beweisen“ entscheidet der Bürgermeister, der in philisterhafter Ueberänglichkeit den Anfang eines Streites wittert. „Morgen am Stammtisch soll Herr Rolfs seine Fatime vorstellen. Und wenn er's nicht kann —“

„— dann gibts zehn Flaschen Rüdesheimer Kabinett zum Besten!“ schreit Biesemann aufgeregt.

Gut. Abgemacht!“

Inzwischen ist draußen die Dunkelheit vollends hereingebrochen. Gleich Niesenglühmürchen tauchen hinter den breiten Fenstern der „Villa Fatime“ farbige Lichter auf. Die Illumination des Gartens beginnt. Jetzt erklingt auch etwas wie ferne Musik, deren Getrommel und Gepeife näher und näher kommt. Fackeln flammten auf. Im rothen Feuerschein gewahrt man eine dunkle Menschengestalt, die sich nach den Klängen eines Militärmarsches der „Villa Fatime“ zu bewegt.

Hefige Erregung bemächtigt sich Biesemanns. Schwer mit beiden Händen aufgestützt, lehnt er am Tisch.

Jetzt schweigt draußen die Musik. Dumpfes Gemurmel wird hörbar. Alles drängt nach den Fenstern, vor welchen soeben der Gewerbeverein mit seiner buntgestickten Fahne Aufstellung nimmt.

„Unser Biesemann, das Ehrenmitglied des Gewerbevereins er lebe hoch!“ brüllt draußen eine dröhnende Männerstimme.

„Hoch! — hoch! — hoch!“ schreit der Chor unter Fackelschwenken.

Biesemann wischt sich den Schweiß von der Stirn. Dann eilt er zum Kredentisch, gießt hastig noch ein volles Glas Wein hinunter und stürzt aus offene Fenster.

„Meine Freunde! — — Ich bin tief geriechert! Dadrieb'r giebt's kee Gefälle nich!“ ruft er hinunter — zuerst lebhaft, dann stockend und sich mehr und mehr verwirrend. „So 'ne Ehrung, die hat mer nich geschwant! — — Abber nee, die gilt — nich mir — nicht nur mir, sondern ooch — unsern hochgeehrten Gewer — Gewerbeverein —“

Lebhaftes Zustimmung draußen im Garten, Bravorufen, Händeklatschen. Mit neu auflodernder Energie springt Biesemann auf einen am Fenster stehenden Stuhl. Zwar schwankt der Redner bedenklich, doch hält er sich am Fensterkreuz. Lebhaft mit der freien Hand in den Garten hinaus gestikulirend, versucht er weiter zu sprechen:

„Kommt alle zesamm' ruff! — — 's weg'n der — weg'n der Rehlbefeichtigung — — jawohl — Rehl'nbefeichtigung! — — Ae gut's Ge — Gefälle ham mer alle an' — an Rhein! — — ja — an' Rhein! — — Ae gut's Gefälle — hm!“ Er schwankt, zieht sein Taschentuch und säfelt in großen Schwingungen zum Fenster hinaus. „Der Gewerbeverein — a gut's Gefälle — — vivat hoch — —“

Der Schluß dieser unvergleichlichen Rede wird von begeisterten Hochrufen des Gewerbevereins verschlungen.

13. Drei Grazien.

„Guten Morgen, Papa!“

Durch die Thür, welche vom Garten nach dem Aneipzimmer im „Teuchten Eck“ führt, sieht Else ihr rosiges Gesichtchen.

„Guten Morgen, Langschläferin!“ tönt es gutmüthig spottend vom Buffet zurück, wo Dahlheim beim Ordnen von Flaschen und Gläsern herumklappert.

Erschrocken blickt Else hinauf nach der neben dem grünglänzenden Kachelofen stehenden Auduhr, auf deren geschmücktem Gesimse sich gerade der kleine, blaueflüge Vogel übermüthig verneigt, und wie um sie zu verspotten, elfmal „Kuckuck“ herunter-schmettert.

„Du, schon der halbe Vormittag vorüber!“ lacht die Kleine halb lustig, halb bedauernd. „Aber ich war so müde! Und da hab' ich mich gestreckt und geschlafen, so süß und fest, ich glaube keine Kanone hätte mich geweckt.“

„Ja, ja,“ brummt Dahlheim jobial, während er einen feingeschliffenen Krystallhumpen vom Buffet nimmt, ihn gegen das Licht hält und dann mit einem Tuch sorgsam abreibt. „Um Mit-

ternacht sah ich noch einmal zum Fenster hinaus. Da ging's drüben in der „Villa Fatime“ noch toll her. . . Ihr habt wohl auch getanzt?“

„Und wie!“ Jedes von uns Mädchen hätte ein Paar Messerweine gebrauchen können. Sogar das alte, gute Fräulein Berger mußte verhalten.“

„Hüheh!“ macht Dahlheim entsetzt und stellt rasch den funkelnden Krystallhumpen auf den Tisch. „Das war auch kein Genuß. Und Reden habt ihr gespritzt und Lieder gekräht — ich hörte Biesemanns Stimme bis hieher salbadern.“

„Ja“, lachte Else und versucht, in drolliger Weise den sächsischen Dialekt nachzuahmen — „Biesemann sagte in seiner großen Rede: „So sin mer Sack'n nu amal. Wenn mer Geld ham, da ham mer'sch äb'n! Da lass'n mer ooch äwas spring'n!“

„Hahahaha! Da hatte er wohl gar einen kleinen Schwips?“

„Und was für einen! Aber einen lebenswürdigen.“

„Uebrigens“, meint Dahlheim, ernster werdend, „es war mir gar nicht recht, daß du gestern Abend zu Biesemann gingst.“

„Nicht recht?“ wiederholte Else betroffen. „Wie schade! Ich war mit meinen Freundinnen so fröhlich, so heiter.“

Ein Sonnenstrahl von Vaterfreude leuchtet aus Dahlheims kleinen, in den weingerötheten Wangen fast vergrabenen Augen. „Das dacht ich mir“, erwidert er herzlich, ihr zärtlich die runden Wangen streichelnd. „Deshalb sagte ich auch nichts!“

„Und mir that es so leid, daß du nicht auch beim Feste warst Papa.“

„Heute bin ich doppelt froh, daß ich nicht mitgegangen.“

„Aber Papa — warum denn?“

„Wenn du heute schon drunten im Städtchen gewesen wärst, meine Kleine, so wüßtest du die famose Neuigkeit.“

„Was denn, was? Du stiebst ja ein so feierliches Gesicht auf, Papa!“

„Es ist auch eine sehr feierliche Sache“, lachte der Alte verschnüht. „Gestern wurde bei Biesemann der große Kriegsplan entworfen, nach welchem ich in den nächsten Tagen aus dem „Ocean“ herausgewimmelt werden soll. Die hohe Vereinsmeierei hat beschlossen, mir eine grandiose Blamage einzubrodern. Wenn es ihnen nur gut bekommt! Wah, als ob ich mir aus dem „Ocean“ mit der mir meuchlings verjehten Ehrenmitgliedschaft jemals etwas gemacht hätte!“

„Woher weißt du denn das, Papa?“ Else ist bleich geworden.

„Die Sperlinge zwitschern sich die große Neuigkeit schon von den Dächern zu. Es gibt Matschbasen nicht nur unter den Weibern.“

Else schweigt und läßt das Köpfchen hängen.

„Dah' gut sein, Kleine!“ fährt Dahlheim begütigend fort, indem er Essens gefenkt's Köpfchen emporhebt. „Wir wollen schon sehen, wer siegt. Der alte Dahlheim läßt sich nicht so leicht aus dem Felde schlagen. Wer zuletzt lacht, —“

„Hollah — lo — hih!“ erschallt eine tiefe Mädchenstimme aus der Ferne herüber bis ins Aneipzimmer.

Rasch öffnet Else das Fenster und antwortet mit demselben melodischen Jodler: „Holla — lo — hih!“

„Deine Freundinnen drüben von der „Villa Fatime“, nicht wahr?“ fragt Dahlheim schmunzelnd.

„Ja, Papa, und sie kommen auch schon herüber zu uns.“

„Dann verdufte ich mich. Ihr Mädels habt ja doch ein ganzes Fuder von Geheimniskrämerei untereinander.“

Noch einen väterlich herzlichen Klaps auf Essens Wangen, auf denen sich bereits wieder das gewohnte Grübchenlächeln einstellt — dann hört man Dahlheims dröhnende Schritte auf der Kellertreppe verhallen. . . Ein paar Augenblicke ist Else allein.

Nachdenklich schüttelt sie das Köpfchen. Was der Vater ihr soeben mitgetheilt hat, verträgt sich nicht mit ihrem natürlichen Denken und Empfinden — — „Herauswimmeln aus dem

„Ocean“ — grandiose Blamage — meuchlings verjehte Ehrenmitgliedschaft — Matschbasen nicht nur unter Weibern, also auch unter Männern“, wiederholte sie gedankenvoll. „Was mag nur Biesemann mit seinen Freunden dem Papa gegenüber vorhaben?“

Doch bleibt ihr nicht lange Zeit zum Grübeln. Hinter dem Fenster wird ein Mädchenkopf sichtbar — und dann noch einer — und gleich darauf flüstert Sigrids Stimme durch die ein wenig geöffnete Thürspalte:

„Holla, Else! Bist du allein?“

„Ja. Komm nur, komm!“

Else öffnet die Thür, und herein tanzt, eine übermüthige Volkamelodie trällernd, Sigrid, gefolgt von Mimi. Im Nu faßt Sigrid die Freundinnen bei der Hand, der Kreis schließt sich, und heidi — wie der Wind jagt das übermüthige Kleeblatt im Kreis herum, bald links, bald rechts — dann wieder links — dann wieder rechts. . .

(Fortsetzung folgt.)



Begräbniszeremonien der Papua auf Neuguinea.

Bei der Beerdigung der Toten auf Neuguinea finden allerlei heidnische Zeremonien statt. Man legt den Toten gerade so hin, als ob er noch lebte, schmückt ihn mit Tierfellen und hängt ihm eine Menge Zierrat um, gerade wie einem Lebenden. Dann nimmt man eine abgetragte, ihrer Hüfte entkleidete Kokosnuß und gießt den Inhalt über den Toten und reibt dessen Körper so lange damit ein, bis nichts mehr von der Flüssigkeit vorhanden ist.

Mehrere Leute machen ein Grab und putzen den Toten heraus; die Leute, welche dieses besorgen, nennt man Kaliaanna. Während des Grabens wird die Grabstelle selbst zugedeckt, so daß die Kaliaanna im Innern eingeschlossen sind; ist das Grab fertig, dann wird der Tote in die Höhle herabgelassen und so hingesezt, als ob er noch auf der Erde wäre. Ist nun der Leichnam beerdigt, so findet das sogenannte Tausulni, die Reinigung der Totengräber statt. Man nimmt drei oder vier Taro (eine Frucht), die noch nicht geschält sind, zerreißt sie mit einigen Bananen, wirft das ganze in einen Topf und kocht es; sobald es heiß geworden ist, treten die Kaliaanna hinzu, nehmen die Masse und bestreichen sich die Hände damit; dann wird der Inhalt des Topfes in einen Korb gegossen und über das Meer an einem Baume aufgehängt; in diesen Korb werden dann auch ungenießbare Gegenstände geworfen. Dann werden von den Kaliaanna unter geheimnisvollen Zeremonien einige Bananen und Taro am Strande gepflanzt, damit die Pflanzungen, welche die Totengräber zu Hause haben, auch wachsen und gedeihen sollen; denn sie glauben, daß, wenn die oben beschriebene Reinigung nicht stattgefunden hat, alle Pflanzungen der Kaliaanna zu Grunde gehen, da ihre Hände einen Toten berührt und ein Grab bereitet haben.

Die oben erwähnte Kokosnuß, mit deren Saft der Tote einbalsamiert worden ist, bleibt noch drei bis vier Sonntage hängen. Alle Verwandte des Verstorbenen putzen sich dann heraus, machen ihre Waffen und Geräte zurecht und gehen zum Strande; alsdann wird die Kokosnuß zerbrochen und die Stücke ins Meer geschleudert, zugleich werfen die Leute auch ihre Fischereigeräte ins Wasser. Wenn nun die Zeit zum Fischen gekommen ist, aber kein Fisch gefangen wird, dann heißt es: „Pfui, unser Verwandter war schlecht!“ (bedeutet Unglück); werden aber viele Fische gefangen, so heißt es: „Unser Toter war ein guter Mensch und bringt uns Glück!“ Dann wird ein „Essen“ veranstaltet, welches Koai genannt wird.

An dem Tage, an welchem ein Mensch stirbt, fangen die Verwandten an, ihren ganzen Leib mit Holzkohle zu beschmieren. Dieser Schmutz wird oft jahrelang getragen und nicht eher abgewaschen, bis ein großer Familienrat stattgefunden hat, welcher die Trauerzeit beendet. Stirbt ein Mann und hinterläßt Frau und Kinder, so müssen dieselben zwei bis drei Jahre trauern „in Sad und Asche“, dürfen während dieser Zeit auch keine Taro, Bananen und kein Schweinefleisch essen, außer Gemüse. Die Witwe selbst wird in ein Haus eingeschlossen, so daß sie ganz im Dunkeln sitzt; will sie arbeiten gehen, so darf sie niemanden ansehen oder anreden. Dieselbe Gärte müssen auch die Männer erbulden, deren Frau gestorben ist. Viele sterben vor Ablauf der Trauerzeit infolge von Krankheiten, die durch die Unreinlichkeit entstehen. Den Kindern ist es verboten, das Land zu betreten, welches ihr verstorbener Vater bebaut hat; ebenso dürfen sie niemals von den daselbst gepflanzten Früchten essen oder von dem Wasser trinken, welches über daselbst fließt. Dieses trifft jedoch nur ein beim Tode des Vaters, nicht aber, wenn die Mutter gestorben ist.

Hat der Verstorbene zufällig einige Pflanzungen oder Gärten mit Taro, Bananen, Kokosnüssen oder sonstigen nützlichen Sachen, so wird nichts davon gegessen; es wird vielmehr ein Holzpflaster in diesen Gärten angelegt, alles Gewächs ausgerissen und auf das Pflaster geworfen, um

zu faulen. Auf diese Weise wird alles vernichtet, was der Verstorbene gepflanzt hat.



Altersbestimmung auf Chiloe.

Eine eigentümliche Art, das Alter eines Kindes und die Entfernung von Orten zu bestimmen, findet man bei den Chiloten, den Bewohnern der Insel Chiloe auf der Westküste Südamerikas. Sie erwerben durch Brettertragen vom Urwald nach Puerto Mont ihren Lebensunterhalt; starke Männer tragen bis vierzig, Frauen fünfundzwanzig bis dreißig Bretter des wertvollen Alerce, eines Lärchenbaums. Diese Bretter sind sieben Fuß lang, acht Zoll breit und einen halben Zoll stark. Auf die Frage: „Wie alt bist du?“ antwortet ein Kind: „Zehn Bretter, fünfundzwanzig Bretter u. s. w.“, je nachdem es schon trägt. Fragt man: „Wie weit bis dort?“ so heißt es z. B.: „Zwölf Ruhepunkte (descansos)“; sovielmal muß man mit der Bretterlast vor einer Schulter nach der andern wechseln. Ein Pfund Zucker kostet z. B. acht Bretter, ein Taschentuch drei bis vier Bretter u. s. w.



Merkwürdige Tauschmittel.

Auf der malayischen Halbinsel bedient man sich Kleiner, einer Oblate ähnlicher Münzen, die aus dem Gummisaft gewisser Bäume hergestellt werden. Sie sind wahrscheinlich an Wert geringer als irgend eine Münze der Erde, denn erst 1250 derselben entsprechen einem unserer Pfennige! — Die Insulaner von Santa Barbara bedienen sich als Tauschmittel gewisser Muscheln, und für eine „Schur“ voll solcher kann man schon ein Pferd erwerben. Unter den Eingeborenen Kaliforniens wurde eine Muschelart (die sogenannte Aböloms) so hoch geschätzt, daß man schon für ein Stück derselben ein Pferd kaufen konnte. — Von anderen merkwürdigen Ersatzmitteln für Münzen seien hier noch erwähnt: rote Federn auf vielen Inseln des Stillen Ozeans, Teewürfel in der Tatarei, und eiserne Schaufeln oder Hacken bei den Malagassen. Getreide bildete in entlegenen Teilen Europas ein Tauschmittel seit der Zeit der alten Griechen bis auf unsere Tage. In Norwegen wird noch Getreide in Banken deponiert und vielfach verliehen oder entliehen. — In Alpentälern der Schweiz sollen auch Eier als Umlaufsmittel gedient haben, jedenfalls sind die einzelnen Stücke aber nicht so lange im Kurs geblieben wie der in Neufundland gleichem Zwecke dienende getrocknete Stodfisch. Salz zirkulierte als Tauschmittel nicht allein in Abyssinien, sondern auch in Sumatra, Mexiko und in noch anderen Ländern. Kupfer in Barren oder Blöcken war einst in Griechenland im Umlauf, und in Tibet, wie in einigen Teilen von China dienten Teewürfel von gewisser Größe als Münzen. Im vergangenen Jahrhundert benutzte man dafür Tabak in Virginia und Zucker in Westindien. 1867 waren die Landeigentümer in Virginia in so arger Notlage, daß sie getrocknete Eichhörnchenfelle an Stelle des Geldes verwendeten.



Ein Frauenreich.

In der holländischen Kolonie der Insel Java gibt es das „Königreich Bantam“, das, wenn auch an Holland tributpflichtig, doch ein kleines, unabhängiges Königreich bildet, das von Weibern regiert und verteidigt wird. Der nominelle Herrscher desselben ist zwar ein Mann, er befindet sich aber in ganz von seinem aus drei Frauen bestehenden Staatsrate abhängiger Stellung. Alle Hof- und Staatsbeamten, sowie die Soldaten, sind ausschließlich Frauen. Die Männer treiben nur Landbau und Handel. Der König hat, wie der Beherrscher von Dahomey, eine berittene Amazonen-Leibgarde, die gut gedrillt und mit Speichen und Karabinern bewaffnet ist. Der Thron erbt vom Vater auf den Sohn fort, und wenn kein direkter Erbe vorhanden ist, treten 100 „Ober-Amazonen“ zur Beratung zusammen und wählen einen Kronprinzen aus ihren eigenen Söhnen.





Lebensanschauung.

Dürfen wir es Unglück schelten,
Weil das Glück bei andern wohnt?
Nein, es soll als Glück uns gelten,
Wenn das Unglück uns verschönt!

Der Nutzen des Engroseinkaufs.

Jede Hausfrau sollte als oberstes Wirtschaftsprinzip das Sprichwort: „Zeit ist Geld“ obwalten lassen.

Dadurch eben unterscheidet sich die Tätigkeit der Hausfrau von der des Diensthofen, daß sie auf das Ganze bedacht ist, während letzterer seinen Sinn zumeist mechanisch auf die gerade vorliegende Beschäftigung, auf das Einzelne richtet. Ganz besonders läßt sich beim Einkaufe viel Zeit und Geld sparen. Um dies zu erreichen, ist es zweckmäßig, die Wirtschaftseinkäufe nicht nur auf einen Tag zuzuspitzen, sondern je nach Gebrauch und Beschaffenheit der Lebensmittel, dieselben in tages-, wochen- und monatelang reichenden Vorräten anzuschaffen. Letzteres gilt vornehmlich von Kolonialwaren. Diese Art Engrosbestellung erübrigt zeitraubende Gänge, während welcher oft dringliche Arbeiten, deren Unterbrechung oder Unterlassung für Person und Sache leicht die nachteiligsten Folgen nach sich zieht, unerledigt bleiben. Jede, namentlich mit Kindern gesegnete Hausfrau wird Beispiele hierfür anführen können oder anerkennen müssen.

Aber eine Engrosbestellung hat neben der Zeit- und der hieraus entspringenden bedingten Geldersparnis auch eine unbedingte Geldersparnis zur Folge. Denn eine Engrosbestellung bedingt auch Engrospreise, welche jede Kolonialwarenhandlung zumeist schon bei der Entnahme von 5 Pfund an gern gewährt, da bei solchem Verkauf der Vorteil schnelleren Abganges ihrer Vorräte mit der Annehmlichkeit, ihren Lieferanten desto eher wieder Aufträge erteilen zu können, Hand in Hand geht. Diese Preisermäßigungen kommen hauptsächlich der Hausfrau in der Provinz zu statten, wo der Mangel an Konkurrenz und Konsumvereinen vieles leider teurer gestaltet, als in der Großstadt. Allerdings weist sich eine in der Natur der Sache liegende Mäßigkeit hierbei auf, nämlich die, daß diejenigen Klassen gerade, denen das Sparen am nötigsten tut, aus Mangel an verfügbarem Gelde besagten Vorteil nicht auszunutzen vermögen. Doch welcher Haushalt kann gedeihen, in dem ein vernünftiges Sparsystem nicht Platz greifen wollte; und nicht das Sparen, nur das Geizen schändet. —

Jedoch noch ein dritter, ein sehr wesentlicher Vorteil entspringt dem Vorratseinkaufe, gesetzt natürlich, daß die Hausfrau oder Bestellerin sich's nicht verdrießen läßt, auf dem Markt wie im Geschäft von Güte und Preis der betreffenden Lebensmittel von vornherein sich persönlich zu überzeugen und in letzterem auf Buch oder gegen quittierte Rechnung deren Zufendung vereinbart hat. Er beruht in der Vorbeugung des Betruges solcher Dienstmädchen, welche durch Unterschlagung der ihnen anvertrauten Gelder oder durch Ueberborteilung der Herrschaft bei Geschäfts-, insbesondere bei den schwankendsten Preisen unterworfenen Markteinkäufen, jedweden Haushalt einen für den Monat unberechenbaren Schaden zufügen. Aber nicht allein die Unehrlichkeit der Diensthofen fällt dabei ins Gewicht, sondern auch die Verstandlosigkeit sowie Gleichgültigkeit solcher, welche die Interessen der Herrschaft nicht während, beim Einkauf sich sozusagen alles mögliche in die Hand stecken lassen.

Also Bequemlichkeit, Billigkeit und Vermeidung von Verlust, dies sind die drei Punkte, mit deren Beleuchtung das Thema der die Wirtschaft betreffenden Einkaufsprinzipien in großen Zügen erschöpft ist, und ich will zum Schluß nur hinzufügen, daß die Frau den Sinn des auf dasselbe angewandten Sprichworts: Zeit ist Geld, dessen richtige Erfassung

und vielseitige Ausbeutung für unser geistiges und leibliches Wohl ein wahrer Talisman ist, doch auf alle Wirtschaftszweige ausdehnen möge, auf daß das Weib gerade durch Vertiefung in seine natürlichen Pflichten diese vereinfacht, um auf solcher realen Grundlage der, jedem besser gearteten Menschen innewohnenden Doppelnatur, dem Ringen nach Idealen, desto vollberechtigter Rechnung tragen zu können,

Kleine Winke für den Haushalt.

Reinigung lackierter Gegenstände.

Um lackierte Gegenstände zu reinigen, darf man nie warmes Wasser verwenden, der Lack würde dadurch Sprünge bekommen. Man reibt die Gegenstände am besten mit einem feinen, leinenen, mit Baumöl befeuchteten Lappen ab.

Behandlung von Stahl.

Stahlgegenstände werden wieder blank, wenn man sie mit einem Lappchen, das man zuvor in Öl getaucht hat, abreibt und sie hierauf mit Schmirgel abpoliert, dem man auch einige Tropfen Öl beigemischt hat. Die Gegenstände werden wieder wie neu.

Eisenbestände zusammen zu fitten.

Man mischt starkes Leimwasser mit Eiweiß. Oder man vermischt 1 Teil Eiweiß mit 3 Teilen Wasser und rührt so viel gebrannten Gips zu, daß es ein dünner Brei wird.

Ueber das Salzen und Versalzen.

So wichtig bei der Zubereitung der Speisen das Salz ist, so genau müssen wir uns dennoch über das zweckmäßigste Verfahren dabei unterrichten, weil davon die Güte und der Wohlgeschmack abhängt. Es gibt Nahrungsmittel, die mehr, andere, die weniger Salz erfordern, viele werden zu Anfang, viele erst beim Schluß des Kochens gesalzen. Fleischbrühen müssen von vornherein einen Salzzusatz bekommen und zwar die Hälfte von der überhaupt zum Salzen erforderlichen Menge; es werden unter diesen Umständen Fleisch wie Brühe viel schmackhafter. Lunge, Gekröse, Schweinefüße, Kalbskopf u. dergl. müssen beim Beginn des Kochens gesalzen werden, da sie sonst etwas antwiderndes behalten. Geflügel, das eine zarte Fleischfaser hat, ist gegen Salz sehr empfindlich, man hüte sich, dasselbe zu versalzen, gewöhnlich reibt man Gänse, Enten, Hühner u. s. w. von innen mit Salz ein, was meistens zum richtigen Geschmack genügt. Was das zum Pökeln des Fleisches nötige Salz betrifft, so ist zu erwähnen, daß Rindfleisch mehr Salz erfordert, wie Schweinefleisch.

Im allgemeinen rechnet man auf 10 Kilogr. Rindfleisch etwa ½ Kilogr. Salz und 17 Gramm Salpeter. Fische aus süßen Gewässern erfordern zu ihrer Zubereitung lange nicht eine so große Quantität Salz als Seefische; das fette, lockere Fleisch der letzteren schreibt sogar oft ein mehrstündiges Einpökeln vor, um überhaupt genießbar zu sein. Bei Süßwasserfischen beobachtet man ferner, daß diejenigen, welche in Flüssen leben, weniger Salz brauchen, als die, welche in stehenden Teichen leben, z. B. Schleie und Karauschen. Zu Hülsenfrüchten, Erbsen, Bohnen, Linsen, setzt man stets das Salz erst dann hinzu, wenn sie weich sind, oder kocht man sie mit Fleischbrühe, so genügt dieses schon vollständig. Bei grünen Gemüsen ist das Salzbedürfnis ein sehr geringes und meistens genügt das Salz, das die aus Fleischbrühe oder Butter bereitete Sauce mitbringt; man kocht daher kein Gemüse mit Salz.